

»Doch«, entgegnete der Indianer. »Du machst es nur nach Art der Weißen. Du willst nicht in dich hineinsehen.«

»Es ist so widersprüchlich, Josh! Wenn du wüsstest, wie über sie geredet wird ... Ich habe sie im Arm gehalten und gespürt ... das erste Mal wieder seit ... Selma ... Aber sie ist ... Victoria Hillyard sagt, dass sie so ist wie Selma. Und sie hat ihr Kind verlassen.« Er stockte, hilflos und verwirrt.

»Du bist ehrlich. Das ist der Anfang.«

»Ich will das nicht mehr, Josh.«

»Du bist ein großer, starker Mann geworden, Chris.«

»Ich sehe so aus. Vielleicht bin ich es auch in der einen oder anderen Weise. So erscheine ich den anderen. Ich weiß das.«

»Du bist es. Aber du hast deine Harmonie verloren.«

»Ich hatte sie, Josh. Ich hatte sie wiedergefunden, nachdem meine Mutter uns verlassen hatte, Vater und mich. Und dann kamst du zu uns und hast mich alles gelehrt, was wichtig ist.« Er sah Josh an, der noch immer in die Flammen schaute. »Und als die Harmonie wieder gestört wurde, als Selma gegangen war – auch da hatte ich sie wiedergefunden.«

»Nein. Du hast dich nicht schlecht gefühlt, so wie es die Art der Weißen ist. Du hattest gelernt, mit den Pferden zu sprechen. Du hast die Dinge um dich herum gesehen. Alles, was du liebst. Ken-tah-ten. Aber die alten Dämonen sind geblieben.«

Chris wandte resigniert den Blick ab. Das Feuer war jetzt kleiner geworden. Josh setzte sich auf das Widderfell, das vor dem Kamin ausgebreitet lag, und kreuzte die Beine. Sofort stand Achak auf, kam heran und legte den Kopf auf sein Knie. Tenya tat es ihm nach; der Länge nach legte sie sich an Joshs Oberschenkel, so dass ihr Rücken eine Linie mit ihm bildete.

Chris lächelte, als er das sah. »Ich weiß nicht, was geworden wäre, wenn du damals nicht auf die Farm gekommen wärest«, sagte er nachdenklich. »Es gibt keinen Mann, der so ist wie du.«

Der Indianer legte seine Hände auf die Tiere, die linke auf Tenya, die rechte auf Achak. »Bei uns gibt es weibliche und männliche Häuptlinge. Die Männer sind für die Jagd verantwortlich, für das Fleisch – und für den Krieg. Die Frauen für das Getreide und für den Frieden.«

Es entstand eine Pause, in der Chris die Bilder vor sich sah: wie Josh ihm das Fallenstellen und das Jagen beigebracht hatte; wie er nach dem Ende der Jagd dem erlegten Tier seinen Respekt erwiesen hatte; wie er ihn gelehrt hatte, mit den Pferden zu sprechen; wie er, der zehnjährige Junge, den komplizierten Indianernamen nicht aussprechen konnte, der in der Algonkin-Sprache Spricht mit den Pferden oder auch einfach Pferdemann bedeutete. Pferd hieß Pejoshkwe, und so machte er einfach Josh aus dem Namen des Mannes, dem er alles verdankte.

Es war mehr als eine Viertelstunde vergangen, als Josh sagte: »Du bist kein Mann, der ohne eine Frau leben sollte. Sie wird die Harmonie zurückbringen. Aber du musst die Dämonen vertreiben.«

Chris sah ihn ernst an. In seinen Augen stand vollkommenes Vertrauen, als er fragte: »Aber wie, Josh? Das ist das Schlimmste, was mir passieren konnte. Dass jetzt alles noch einmal hochkommen soll!«

»Du irrst dich. Es ist der erste Schritt.«

»Josh, du bist der Mediziner. Du kannst mir helfen.«

»Die Geister wollen nicht weichen. Nur du allein kannst sie besiegen.«

O'Connell schwieg.

»Weißt du noch, was ich dir einmal gesagt habe? Wie ich gelernt habe von meiner Mutter? Viele, viele Jahre. Aber erst als ich selbst den Schmerz gespürt hatte, erst als ich selbst viele Tränen geweint hatte, da fing ich an zu verstehen. Da erst fing ich wirklich an, ein Mediziner zu werden.«

»Ist es diese Frau?«, fragte Chris. »Oder irre ich mich wieder? Wird es wieder nur Leid sein, was daraus entsteht?«

»Denk daran, wie sie mit den Tieren umgeht.«

Chris sah erst Josh und dann seine Hündin an. Auch vor seinem inneren Auge sah er Tenya: bei der Hochzeit der Mellinors, wie sie mit der jungen Frau zusammen auf ihn gewartet hatte, so als kenne sie sie schon sehr lange; wie die Frau mit dem schwarzen Haar und den tiefblauen Augen den Welpen Orenda, sein Geschenk an Virginia und Tom, an ihr Herz gedrückt hatte; wie seine Hündin ihr ganz selbstverständlich gefolgt war, als sie sich um Orenda kümmerte; wie sie sich heute von den beiden Hunden verabschiedet hatte. Dann kam das intensivste Bild: Wie er sie in Gabriels Stall im Zwiegespräch mit White Magic überrascht hatte. Damals war er ihr zum ersten Mal begegnet. Wie ruhig die Stute gewesen war, wie friedlich. Die Harmonie war so stark gewesen, dass er sie fühlen konnte. Warum war die junge Frau in den Stall gegangen? Warum hatte sie mit dem Pferd gesprochen? Hatte White Magic ebenjenes Bann auf sie ausgeübt, dem auch er sich nicht entziehen konnte, seit er das herrliche Tier zum ersten Mal gesehen hatte?

Selma mochte keine Tiere. Als Josh ihm Tenya brachte, würdigte sie die Hündin keines Blickes. Sie sagte nur: »Der Hund bringt Dreck rein! Als ob ich nicht schon genug Arbeit hätte!« Auch die Pferde mochte sie nicht. Und wenn sie doch einmal mit ihnen umgehen musste, weil es sich nicht vermeiden ließ, dann war sie ungeduldig und unbeherrscht. Die Tiere scheuten oder schlugen aus, und er hatte Mühe, sie wieder zu beruhigen.

Jetzt erinnerte er sich an Joshs abweisende Blicke, wenn er, was selten genug geschah, bei einer solchen Szene zugegen war. In der Selma-Zeit hatte Josh ihn noch weniger besucht als sonst und sich ganz in seine Hütte im Hügelland am Rand der Farm zurückgezogen. Wenn er ihn sehen wollte, musste er hinreiten. Und immer hatte Selma es abgelehnt, ihn zu begleiten.

Er hatte ihr all das verziehen oder es übersehen. Wenn er doch einmal wütend geworden war, hatte sie ihn an die Nächte erinnert. Und diese Erinnerung an ihren vollen, weichen Körper, den sie ihm bereitwillig überließ, hatte ihn jedes Mal dazu gebracht, ihr zu gestatten, was auch immer sie sich erlaubte. Er war abhängig gewesen von ihrer hurenhaften Bereitschaft, mit ihrem Körper zu bezahlen; abhängig auch wegen des Jungen, den er für seinen Sohn hielt ...

»Du siehst es«, hörte er Joshs Stimme wie aus weiter Ferne. »Das ist der Weg. Ich habe dich den Respekt vor den Tieren gelehrt. Wir können viel von ihnen lernen. Wenn wir nur achtsam sind.«

In dieser Nacht träumte Carol von Josh, dem Indianer. Zu sehr hatte das Erlebnis sie beeindruckt, und zu unverhofft war er in ihr Leben getreten. In diesem Traum stand er wieder vor ihr, so wie am Tag zuvor auf der verschneiten Allee nach Parwinch. Er schaute sie ernst und ruhig aus seinem Bronzegesicht an. Sie hatte keine Angst. Langsam hob er den Arm und zeigte in die Richtung, in der Ken-tah-ten lag. Von dort sah sie die weiße Stute auf sich zu galoppieren; Josh hob sie auf ihren Rücken, als wäre sie leicht wie eine Feder. Nur mit Blicken sprach er mit White Magic, und die Stute verstand ihn. Sie galoppierte mit Carol ein Stück die Allee entlang. Plötzlich tat sich ein schwarzes Loch auf, unendlich groß; die Allee, die Bäume, alles um sie herum war verschwunden. Ohne zu zögern, sprang White Magic in die schwarze Leere hinein.

Carol schrie leise, als sie aufwachte. Was bedeutete das? Der Traum war so gegenwärtig, so real! Und etwas war neu gewesen an diesem Traum: Alles, was sie aufnahm mit ihren Sinnen, all ihre Gedanken, alle Gefühle hatte sie auf Amerikanisch gedacht und benannt. Es war ganz selbstverständlich gewesen.

Das Merkwürdigste war, dass sie in keinem Moment Angst verspürt hatte, auch nicht, als die Stute in die Leere sprang. Als habe sie vorausgeahnt, dass dieser Weg zum Ziel führte. Wo das war und woher sie diese Gewissheit nahm, wusste sie allerdings nicht.

Früh am nächsten Morgen fiel ihr alles wieder ein. Der vergangene Tag; der Wagen, der noch mit gebrochener Achse neben der Allee lag; und Christopher O'Connell, den sie seit Annas Begräbnis vor fast einem Jahr nicht mehr gesehen hatte. Auch das Gefühl, die Tatsache, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlte wie damals, während des Ritts im Blizzard, war wieder da. Sie spürte es als Schmerz in der Herzgegend und als unendliche Sehnsucht nach etwas Verlorenem. Unwillkürlich berührte sie ihre Brust. Seit Georgs Tod hatte sie keinen Mann mehr körperlich begehrt – nicht einmal Jake, den sie doch so mochte, so lieb hatte, mit dem sie so vertraut gewesen war. Die Bilder von Chris, die immer wiederkehrten – jetzt erschien es ihr, als habe sie diese Bilder schon viel länger in sich getragen. Und dieses Verlangen, so ungeheuer stark und mächtig, im Traum nur hatte sie es ausgelebt: das Gefühl, sich mit diesem Mann zu vereinigen, jenen Pakt mit ihm, und nur mit ihm, zu schließen.

Was wusste sie von ihm? Nicht viel. Was wusste er von ihr? War er von Victoria überzeugt worden, dass sie eine Hure, eine Rabenmutter und eine Ehebrecherin wäre? Und woher kam dieses Begehren, so plötzlich und unverhofft?

Virginias Worte fielen ihr ein, dass Verstand und Gefühl in Einklang gebracht werden müssten, dass eine Frau darauf warten müsse mit ihrer Entscheidung für oder gegen einen Mann. Aber war das ihr Weg, ihre Art? Hatte nicht das Gefühl für Georg sie genauso überwältigt wie jetzt das für diesen Mann, der ihm so gar nicht ähnlich war? War nicht auch damals die Liebe so ganz ohne erkennbaren Sinn, ohne ein Motiv in ihr

Leben eingezogen? Und war sie nicht damals ihrem Herzen gefolgt und hatte recht damit gehabt?

Ja, sie war ihrem Herzen gefolgt – aber zu zögerlich, nicht bedenkenlos, nicht rücksichtslos genug! Und nun war Georg tot, und Sophie, ihre Tochter, wuchs ohne Mutter und ohne Vater auf ... Es tat weh, so weh ... Sie fühlte, wie ihr Körper sich krümmte und umschloss ihn mit beiden Armen. So kauerte sie auf ihrem Sessel, bis die Umklammerung der widerstreitenden Gefühle sie aus dem Zangengriff entließ, bis sie die wiederkehrende Ruhe spürte.

Was blieb, war die Sehnsucht nach diesem unabhängigen, urwüchsigen Mann, der sich von Georg auch in einer anderen entscheidenden Hinsicht unterschied: Georg hatte ihre Liebe von Beginn an erwidert. Chris hatte sie immer zurückgewiesen – bis auf das eine Mal, als Anna gestorben war. Sicher war es Mitleid gewesen, das ihn in dem Moment veranlasst hatte, sie fest in die Arme zu nehmen. Und während des Ritts im Sturm hatte er sie gehalten, damit sie nicht vom Pferd fiel. Es war alles ganz einfach und klar.

Und doch blieb das Gefühl, das sie so lange in sich verschlossen hatte, das sie magisch zu ihm hinzog wie damals auf Luis' Scheunenfest zu der weißen Stute in Gabriels Stall – das Gefühl blieb, und ihr Körper sehnte sich zum ersten Mal wieder nach einem Mann, nach diesem Mann.

Mit dem Holz, das Josh ihr gebracht hatte, heizte sie die beiden Kamine. Sie ging in den Stall, versorgte die Tiere und blieb eine Weile bei ihrem Pferd. Sie lehnte sich an Silvers Hals und sprach leise auf sie ein. Die graue Stute erwiderte die Zärtlichkeit mit sanftem Schnauben und berührte Carols Gesicht mit ihrer Nase. Dass sie früher keine innere Nähe zu Pferden gespürt und Angst vor dem Reiten gehabt hatte, erschien ihr jetzt absurd und lächerlich. Sie lachte leise auf und strich mit ihrer gesunden Hand über Silver Stars Kruppe.

Dann ging sie ins Haus zurück, um zu frühstücken und um ihre Verletzung zu versorgen. Die Hand schmerzte schon sehr viel weniger; sie hatte geschlafen und war nur nach dem Traum kurz aufgewacht. Jetzt betrachtete sie erstaunt, wie schnell die Schwellung zurückgegangen war. Josh schien ein Zauberer zu sein, eine Art Indianerdoktor. Ich muss ihn danach fragen, dachte sie. Wenn meine Hand verheilt ist, reite ich nach Ken-tah-ten hinüber, bedanke mich bei ihm und bezahle Chris das Holz und die Vorräte.

Chris – wieder durchfuhr sie die körperliche Sehnsucht, als sie an ihn dachte. Sie schloss die Augen und sah ihn vor sich. Sie spürte genau, bis in jede Zelle ihres Körpers, wie groß das Verlangen nach ihm war. Sie ließ es geschehen. Sie verdrängte es nicht mehr, sie leugnete es nicht mehr, sie verbarg es nicht mehr vor sich. Da geschah etwas mit ihr – und sie stemmte sich nicht mehr dagegen. Es kam, wie es kam.

Kapitel 3

Kurz vor der Einfahrt nach Blue Waveland sah Carol den luxuriösen Buggy der Hillyards auf die Hauptstraße einbiegen. Das Verdeck war herabgelassen, der Kutscher in einen dicken Mantel und einen Schal gehüllt. Mit behandschuhten Händen lenkte er die beiden Vollblüter. Sie hoffte, dass die Herrschaften an diesem letzten Sonntag vor Weihnachten sämtlich zur Kirche fahren, denn sie wollte von ihnen ungesehen in die Küche gelangen. Den Zeitpunkt hatte sie offenbar getroffen. Annas Beschreibung des Besitzes war exakt gewesen; sie fand sich gut zurecht, und ihre eigene Ahnung, dass das Tor bis zur Rückkehr der Familie unverschlossen sein würde, bewahrheitete sich. Jetzt galt es, unbemerkt vom Haupt- auf den Nebenweg zu kommen und dort den Dienstboteneingang zu benutzen. Die Kälte machte es ihr leicht. Freiwillig hielt sich an diesem Tag niemand draußen auf. Carol ritt dicht an den Dienstboteneingang des Herrenhauses heran, klopfte mit der gesunden Hand an die kleine Tür zur Küche und öffnete sie rasch.

Drinnen waren die Köchin und Martha mit den Vorbereitungen für den Lunch beschäftigt. Es roch nach Fleisch, der Ofen war schon aufgeheizt. Als Martha sah, wer da so unversehens eingetreten war, ließ sie erschrocken den Kochlöffel fallen. Die Köchin schüttelte missbilligend den Kopf. Dann erst erblickte sie die an der Tür stehende Carol und fragte: »Nun, was bringst du?« Offenbar hielt sie sie für eine Botin.

»Mein Name ist Carol Caspari«, stellte sich die Angesprochene vor. »Ich möchte zu Martha. Ich muss unbedingt mit ihr sprechen. Es ist sehr wichtig für mich!«

Die Köchin, eine ältere, mäßig korpulente Frau mit groben Gesichtszügen und graumeliertem Haar, sah sie interessiert an. Ihr Gesicht unter der sauberen Haube war erhitzt und gerötet vom Feuer, ihre Schürze von untadeligem Weiß. Carol erinnerte sich, dass Virginia ihr von »Vics Hygienetick« erzählt hatte. Die Küche sah aus, als sei sie eben geputzt und aufgeräumt worden. Alles stand dort, wo es hingehörte, nichts war schmutzig, und natürlich gab es nur Geschirr von feinsten Qualität.

»Bist du eine Freundin von Martha?«, fragte die Köchin. Sie sprach den für diese Gegend typischen Dialekt, den Carol jetzt, nach mehr als zwei Jahren, gänzlich verstand.

»Nein. Aber wir kennen uns ganz gut. Als meine Freundin Anna Gossler noch lebte, kam Miss Hillyard öfter zu Besuch und brachte Martha als Übersetzerin mit.«

»Ach ...« Der Köchin schien ein Licht aufzugehen. »Du bist die ...« Sie nickte und schürzte die Lippen. Offenbar wusste sie nicht, wie sie es ausdrücken sollte, was oder wer Carol Caspari war.

»Ja. Ich bin die, über die Victoria Hillyard Gerüchte verbreitet. Gerüchte, die nicht stimmen. Deshalb muss ich wissen, ob meine Freundin Anna, die ich sehr lieb hatte, bevor sie starb, diese Lügen über mich erzählt hat, oder ob es Miss Hillyard war.«

Die Köchin schien diesen ebenso direkten wie klaren Ausführungen nicht gleich folgen zu können. Sie schwieg eine Weile, dann sah sie Martha an. Das Mädchen war bei Carols Worten zusammengezuckt, ihre erschrockene Miene nahm panische Züge an.